



Abend:

Zeitung.

145.

Sonabend, am 18. Juni 1842.

Dresden und Leipzig, in Kommission der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redakteur: R. G. Lh. Winkler (A. H. S.).

Protectori.

Harret nur noch wenig Stunden,
Wachet, betet und vertraut!
Denn der Jüngling ist gefunden,
Der den Tempel wieder baut.
M. v. Schenkendorf.

1.

Der Schenkendorf der gute,
Der tapf're Sangesheld,
Sang's schon mit frischem Muth
Hinaus in alle Welt.

Nun ist die Zeit gekommen,
Der Jüngling ist ein Mann,
Der wohl dem Werke frommen
Und es vollbringen kann.

Ein Kranz von gold'nen Zacken
Umschließt ihm Helm und Haar
Und purpurn deckt den Nacken
Ein wallender Talar.

Auf seinem Schwerte steht:
Mit Gott für's Vaterland,
Ein schwarzer Adler wehet
Von seines Helmes Rand.

Dies ist der rechte Meister
Von dem der frohe Sang
Des Schenkendorf mit dreister
Prophetenstimme klang.

2.

Und dieser Domschiffbauer,
Es ist ein Schiffersmann,
Der in des Sturmes Schauer
Das Ruder führen kann.

Das Schiff ist groß und mächtig,
Das Meer tobt ringsum laut,
Sicht, wie so klug, bedächtig
Der kühne Schiffherr schaut.

Er blickt mit frommem Blicke
Zum Himmel unverwandt;
Des wilden Meeres Lücke
Zwingt seine Herrscherhand.

Der so das Schiff regieret,
Der so gebeut dem Sturm,
Der so das Ruder führet —
Der baut des Domes Thurm.

Der baut des Domes Hallen. —
Es mögen im Sturmgebraus
Die Wogen steigen und fallen; —
Fest steht das Gotteshaus.

Adalbert Harnisch.

Immermann in Bamberg.

(Fortsetzung.)

Ich vergaß bei Aufzeichnung der Mittagsgespräche folgende merkwürdige Aeußerung Immermann's, nach einem ihm ausgebrachten Coaste, der seinen noch zu erwartenden Werken galt, niederzuschreiben: „Es dünkt

mich, nächst dem „Merlin“ in meinen „Epigonen“, die während eines großen Abschnittes meines Lebens meine treuen Begleiter gewesen und einen bedeutenden Aufwand und Verbrauch meiner geistigen Kräfte erforderten, das Beste, was ich zu leisten im Stande war, gegeben zu haben, und es möchte kaum mir etwas Derartiges noch gelingen, was ihnen zur Seite stünde. Ich habe mich in so Manchem versucht; — wir wollen von der Zeit erwarten, ob sie mir vielleicht, um mich in Allem versucht zu haben, Stoff und Kraft zu einem komischen Romane geben werde, eine Idee, mit der ich mich jetzt gern beschäftige.“ — Auf mein Befragen nach dessen ungefährem Inhalt und Tendenz, wußte mir Immermann nichts Bestimmtes zu sagen. Er meinte, jedenfalls würde und müsse er die Zeitinteressen, wie in den Epigonen zu Grunde legen, der Held selbst schwebt ihm zwar bald in dieser, bald in jener Gestalt vor, lebt aber noch nicht in seinem Inneren.

War dem wirklich so, dann ist es um so auffallender und bewundernswerther, daß schon nach einem Jahre ein Kunstwerk, wie sein „Münchhausen“ uns — wenn auch nur in seinem ersten Bande — vorliegen konnte, das in einem Spiegel uns alle charakteristischen Züge und Tendenzen der Zeit in ihren wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Strebungen, so treu und wahr vorhält; ein Kunstwerk, das, trotz alles Hohnes und Spottes, trotz aller Ironie und Satyre, von den warmen Flügeln ächten, wohlthuenden Humors beschützt und rechtzeitig hervorging.

Gußkow nennt „Münchhausen“ einen satyrischen Roman, und negirt das humoristische darin, eine Aeußerung, die mir von dem trefflichen Kritiker als unbegreiflich erscheint.

Es ist eine entschiedene Wahrheit, daß zur Empfängnis und zur Verständniß eines höhern komischen oder humoristischen Romans, eine ganz eigenthümliche Individualität, mit ihren Anlagen und Dispositionen gehört. Nicht jeder Geistreiche, ja selbst der Gebildetste unter den Gebildeten, ist immer fähig zur Aufnahme und Würdigung ächter Komik, ächten Humors. Das hat sich leider längst an den Werken des Cervantes, Shakespeare und Jean Paul, den drei poetischen Riesenschlangen wahren Welthumors erwiesen; aber Gußkow gehört nicht zu jenen Individualitäten, darum befremdet sein Ausspruch. Die Befähigung zum komischen, humoristischen Dichter, sprach Immermann schon in seinem „Reisejournal“ in mehreren Stellen aus, namentlich in der abenteuerlichen, halb wahnwitzigen Figur, dem Inhaber des Balsams des

Fierabras; — eine so humoristisch gezeichnete Gestalt, daß sie als Vorläufer des „Münchhausen“ gelten kann.

Doch zurück zu unserem Abendtisch.

Eine zweistündige Vorlesung — so darf ich sie nennen, da wir bloße Zuhörer waren und Immermann in der bekannten Eleganz seiner Prosa sprach wie er schrieb — war der vollständigen Erörterung der Grundsätze und Mittel gewidmet, wie er als praktischer Führer der Bühne zu Düsseldorf gewirkt und mit welchem Erfolge. Was wir darüber von ihm selbst hörten, soll, in Verbindung mit den Berichten von glaubwürdigen Schauspielern, die unter seiner Leitung standen, nur in aller Kürze hier mitgetheilt werden.

Immermann hatte es sich recht eigentlich zur Aufgabe gemacht, Schwierigkeiten, die bisher bei Aufführung von Stücken sich zwischen Dichter und Publikum stellten, zu besiegen, das noch nicht Gewagte zu wagen, und dadurch der Bühne neue, ihr bisher unbekanntere Regionen zu erobern. In der Art und Weise wie er dies anfang, bewährte sich wohl ganz vorzüglich der Geist, die Kraft und Stärke des ausgezeichneten Mannes. Er ließ sich (obwohl Bürger eines vorherrschend militairischen Staates) nicht abhalten, in dem „Richter von Zalamea“ den Konflikt zwischen Militair- und Zivilgerichtsbarkeit und einen bedenklichen Eingriff der Letztern in die Erstere vorzuführen; er scheute sich nicht, die „Tochter der Luft“ von Calderon und die Doppelrolle der Semiramis zur Darstellung zu bringen; er machte den gigantischen Versuch, Tieck's „Blaubart und gestiefelten Kater“ in Scene zu setzen und der Erfolg krönte das Wagstück; der „wunderthätige Magus“, mit dem er die Bühne schloß, wurde sogar ein Kassenstück, der Aufführung der „Brüder“ von Terenz nicht zu gedenken, mit der Weimar und Berlin ihm schon vorangegangen waren.

Mit Feuer und Suade beschrieb uns Immermann, wie er alle die Vorurtheile besiegt, die der Darstellung dieser Stücke bisher entgegengestanden, wie er nur wenig daran gekürzt und verändert, und dies stets ohne Beeinträchtigung der Dichtung, wie er aber durch Dekorationenprunk, kühne Maschinerie, reiche Kostümierung, bengalische Feuer und dergleichen alle scheinbaren Unmöglichkeiten möglich gemacht und der Versammlung einstimmigen Applaus abgezwungen habe, namentlich im „wunderthätigen Magus“ durch sorgfältige Exekution eines lebenden Bildes. Fast Scene für Scene beschrieb er uns die technische Ausführung des „Blaubart“, auf die er vor Allen den meisten Werth legte, weil sie die „kühnste und schwierigste gewesen sey,

und, in Folge von mehreren geschickten dekoratorischen Anordnungen, eine wunderbare Wirkung auf das Publikum hervorgebracht und ihm die vollständigste Genugthuung für alle seine bisherigen Mühen und pekuniären Opfer verschafft habe.“

Eine Einwendung jedoch, die ich dem trefflichen Manne zu machen mir erlaubte, verstimmt ihn auf einige Zeit sichtbar. Ich bemerkte nämlich, wie aus allem Erzählten mir doch hervorzugehen scheine, daß nicht eigentlich der Dichter, dem er auf die Bühne verholfen, mit seiner Dichtung den Sieg davongetragen habe, sondern die Mittel die angewendet wurden, das Stück dem Publikum, so zu sagen, mundrecht zu machen; jedenfalls sey dem Letztern, durch Anwendung der Erftern, so viel Sand in die Augen gestreut worden, daß ein klares und nüchternes Urtheil nicht wohl mehr habe stattfinden können.

Immermann wußte nicht viel Haltbares darauf zu entgegnen und entschuldigte sich, etwas verdrießlich, mit der jesuitischen Fokel: daß der Zweck die Mittel heilige. Dann bemerkte er — und zwar mit vollem Rechte! — könne meine Schlussfolge, wenn sie auch wirklich auf Wahrheit beruhe, ihre Anwendung nur auf wenige seiner vielen Wagstücke finden, der glänzende Erfolg der Mehrzahl seiner dem Publikum vorgeführten Meisterwerke basire sich auf angewandte edlere Mittel, vorzüglich auf geistige Anstrengung von Seiten seiner und der ziemlich mittelmäßigen, aber nach dem Höhern strebenden Schauspieler, auf Ausharren beim Mangelhaften, bis es zur Vollendung gebrache u. s. w. Wie er das verstehe, erzählte er uns nun bis in's Detail, und später bestätigten mir mehrere unter ihm gestandene Schauspieler das Gesagte vollkommen.

(Beschluß folgt.)

Fragmente und Aphorismen.

Man könnte die guten Handlungen mit positiven Zahlen vergleichen; wie diese sich als Produkte negativer Faktoren darstellen lassen, können jene auf unlautere Beweggründe zurückgeführt werden. Der Moralist sieht es einer That, so wie der Mathematiker einer Zahl an, wie sie entsprungen und die angewandte Moral hat zwar nicht mathematische Gewißheit, aber doch Einiges von der Ungewißheit der Mathematik.

Der Mensch will nicht immer sagen, was er sagen kann, er kann nicht immer sagen, was er sagen

will. In beiden Fällen weiß er die Schuld von sich abzuwälzen. Dort ist es die Furcht vor Andern oder Schonung gegen sie, was ihn schweigen heißt, hier ist es die Sprache, die ihn im Stiche läßt, die Ohnmacht, der er sie zeigt, die ihm den Mund verschließt. Sind solche Entschuldigungen gegründet oder sind sie nicht, genauer besehen, vielmehr Anklagen gegen sich selbst? Nicht die Andern sind zu stark, sondern Dein Wille ist zu schwach, nicht das Wort fliehet Dich, sondern Du fliehst das Wort; dort, wo Du nicht zu wollen meinst, kannst Du wohl nicht, weil Du ein Sklave der Rücksichten und Verhältnisse bist, hier, wo Du nicht zu können meinst, willst Du vielleicht nicht, weil das treffende Wort, was der Sprache nicht fehlt, am Ende auf Dich selber zurückprallen würde.

„Ich weiß“ — sagte Peter der Große nach der Schlacht von Narva — „daß die Schweden uns noch oft schlagen werden, aber endlich werden sie uns siegen lehren.“ Wie, wenn Karl XII. dieselbe Reflexion gemacht, wenn er sich gesagt hätte: so oft ich die Russen auch noch schlagen werde, endlich werden sie mich wieder schlagen? Die Reflexion hätte dann ihre Richtigkeit vielleicht nicht bewährt, Karl hätte zur Zeit Frieden geschlossen und die Russen hätten das Vergnügen, den Schwedenkönig zu besiegen, nicht gehabt. Die Reflexion Peter's ist daher in einem Kriege für beide Parteien brauchbar; sie stärkt die pro tempore unterliegende und lehrt die pro tempore siegende Mäßigung, Stimmungen, die endlich einen Frieden — und was das Beste — einen dauerhaften Frieden herbeiführen müssen.

G. v. Groscreutz.

In ein Stammbuch.

Soll einst der Ehe Band Dich binden,
So sey vorsichtig in der Wahl,
Um darin Glück und Ruh' zu finden,
Sonst wird Dein Loos nur Sorg' und Qual.
Im Herzen Deiner Gattin throne
Die Tugend; die Bescheidenheit
Auf ihrer Stirn, und Freundlichkeit
Im Aug' und auf den Lippen wohne,
Fleiß sey der schönste Schmuck der Hand,
Dann wird die grüne Myrthenkrone
Für Dich des Glückes Unterpfand.

M.

Auflösung des Logogryphen in Nr. 139.

Aß. Paß. Spaß.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Berlin.

Im Mai 1842.

Sie mögen immerhin von mir einmal einen Doppelbericht hinnehmen, nicht um meinetwillen, sondern aus Rücksicht auf Berlin, das Produktionskraft genug hat, um innerhalb eines Monats den Stoff für zwei Berichte zu gebären. Auch kann Niemand in der Auswahl seiner Stoffe für die Relations kritischer zu Werke gehen als ich, indem ich mich gar sehr hüte, irgend Etwas durch meine Feder in die Rolle der Unsterblichkeit einzuzichnen, was dessen nicht würdig ist. Noch weniger wiederhole ich mich je, (Sie sehen, ich kenne meine Vorzüge genau,) sondern was Sie von mir lesen, ist immer nagelneu und so original, wie eine neue, aus dem Saamen gezogene Hyazinthen-Species. Das ist ein vortrefflicher Vergleich, um Ihnen bei Gelegenheit desselben zu sagen, daß ich Ihnen von unseren heurigen Hyazinthen und Tulpen nichts sagen werde, und zwar deshalb, weil ich vor zwei Jahren, als die Sache neu war, so erschöpflich und vortrefflich darüber gesprochen habe, daß ich nichts hinzuzufügen wüßte. Vielleicht schweige ich diesmal auch aus dem Grunde, weil ich in diesem Jahr den Millionenflor nicht gesehen habe; — immerhin! Ich hätte doch nur dasselbe gesehen, wie vor zwei Jahren, und, das Phantastren abgerechnet, doch auch nur dasselbe, wie damals, referiren können.

Die Blumenzüchtelei ist ein Rococco-Element mehr und deshalb ebenso zeitgemäß, als ich weiß nicht was. Es ist eine herrliche Zeit jetzt, instruktiv wie keine, denn die Zeit ist doppelt: heurig der Jahreszahl nach, und vor-hundertjährig nach der Richtung der Ideen. So leben wir ein förmliches Doppelleben hinten mit dem Zopf und vorn mit der Aufklärungsbrille, oben mit den Freiheitsideen und unten mit den Renaissance-Gedanken, rechts mit der Starrsten Verleugnung aller politischen Pietät, links voll religiöser Schwärmerie: pietistisch, ultralutherisch, anabaptistisch und mystisch „nach Belieben.“ Zuweilen steigt der, freilich physiologische, Gedanke in mir auf: die Zeit habe wohl jetzt erst die Vergangenheit wohl verdaut und geben sie nun recta via von sich, um sich ihrer zu entledigen. Indem wir nun diese excrementale Vergangenheit wieder zu assimiliren suchen, genießen wir gewissermaßen indianische Vogelnester! — Der Gedanke könnte Einen zum Lachen bringen, wenn er nicht zum Weinen wäre, sagt Lessing und ich mit ihm. — Wer würde, ehe es wirklich geschah, geglaubt haben, daß wir in Berlin den Genus haben würden zu sehen, wie ein frommer Kupferdrucker mit einem ganzen Rudel Männer und Weiber am hellen Tag bei kaum 10° R. in den Nummelsburger See geht, um alte Christen neu zu machen. Mich schaudert, wenn ich daran denke, natürlich vor Kälte. Dieses Christenthum im Renaissancestyl ist in der That sehr rheumatischer Natur und eigentlich nur den Anhängern der Wasserkuren zuzumuthen. Oft denke ich daran, ob es jetzt nicht an der Zeit wäre, mit der Feuer-taube einen Versuch zu machen, um als Stifter einer neuen Religionssecte unsterblich zu werden? Dieser Gedanke hat etwas überaus Lockendes für mich, und die Ausführung dürfte keine Schwierigkeit haben, denn daß sich fromme Seelen fänden, die sich zu Christen brennen und sengen ließen, daran werden Sie so wenig zweifeln als ich. Was mich von der Ausführung dieses Gedankens abhält, ist nur die Furcht, daß das ganze Christenthum Feuer fangen und gänzlich in Flammen aufgehen könnte. Auf gleiche Weise zittere ich, daß es die Anabaptisten erlösen könnten. — Sonderbar ist der Umstand, daß gerade die Zuckersieder zuerst Opposition gegen die Wieder-

täufer gemacht haben, dieselben Zuckersieder, die dem großen athletischen Charlatan Jean Dupuis Verderben geschworen hatten und ihn wirklich zuletzt mit Schimpf und Schande aus Berlin jagten. Eigner Art waren freilich die Argumente, deren sich die Opponenten bedienten: sie gingen in den Betsaal und warfen buchstäblich die Gemeinde sammt ihrem Hirten zum Tempel hinaus! Man ist allgemein der Meinung, die Zuckersieder hätten hierin faustrechtlich gehandelt, also immer rechtlich. Das Ganze hat einen etwas mittelalterlichen Anstrich und es wäre schade, wenn das Kriminalgericht aus der Rolle fiel und auf diesen antiken Torso ein modernes Urtheil als Kopf setzen wollte.

Daß übrigens Berlin eine sehr fromme Stadt ist, läßt sich jetzt mathematisch beweisen, wie Sie gleich sehen sollen. Berlin hat, gut gezählt, 300,000 Einwohner, d. h. Seelen. Rechnet man durchschnittlich auf 1 Erwachsenen nur 2 Kinder, so erhalten wir 100,000 Erwachsene. Nun existiren gegenwärtig hier circa 100 religiöse Vereine, die meist einander feindlich gegenüberstehen, denn die schlichten Christen sind nicht Pietisten, die Pietisten sind nicht Ultralutheraner, die Ultralutheraner sind nicht Anabaptisten, die Anabaptisten sind nicht enthaltsam, die Enthaltensamen (die Weingeistgiftigen) sind nicht barmherzig, die Barmherzigen (Männer- und Frauen-Kranken-Vereine) sind nicht Sonntäglich, die Sonntäglichen sind keine Juden, die Juden sind keine Christen u. s. w. bis Hundert. Es ergeben aber die Listen, daß die Durchschnittssumme der Mitglieder jedes einzelnen Vereins auf 999, die aller frommen Erwachsenen in Berlin auf 99,900 zu setzen sey, woraus sich ergibt, daß wenigstens noch 200 Eckensteher fromm seyn müssen. Rechnet man hierzu noch die Anhänger des Thier-Kultus, so sind Alle fromm, bis auf den letzten Sonnenbruder.

Wie? Sie wissen nicht, was ich mit dem Thier-Kultus meine! So wissen Sie nicht, daß hier eine mächtige Sympathie für Hunde, Esel, Schafe und andere Gaben Gottes erwacht ist, eine Art glühender Liebe, eine zärtliche Vater- und Mütterliche Sorge für die Lämmlein und Kälbchen und vor Allem für die Milchkarrenhunde? O, Sie wissen aber auch gar nichts! Die Thieraeffekten haben sogar schon eine neue Ausgabe Bürger's in usum delphini veranfaßt, aus dem die verbrecherische Phrase:

„Schlagt ihn todt den Hund, es ist ein Regensent!“

weggelassen ist. Daß die wackeren Leute mit Hemmungen und bösem Willen aller Art zu kämpfen haben, können Sie denken. Unter andern lebt hier ein querköpfiger Mensch, der ihnen neulich einen boshaften Streich gespielt hat, indem er sich in den hiesigen Zeitungen darüber ereiferte, daß einer alten 70jährigen, gichtbrüchigen und engbrüstigen Milchfrau, die ihre Milch eine Meile weit her zur Stadt bringt, untersagt worden ist, sich auf der Chaussee eine Strecke weit von ihren zwei mächtig großen Bullenbeißern ziehen zu lassen, obwohl diese zarten Geschöpfe seit 5 Jahren es thun und dabei rund, prall, dick und gesund geblieben sind. Ich war so feck, — denn leider bin ich selbst der Querkopf —, es für unmenschlich, grausam und unvernünftig zu erklären, daß eine alte Siebzigerin, die krank und elend ist und sich ihr Wischen Brod so sauer verdienen muß, dem Verhungern Preis gegeben werden sollte, damit nur 2 große Bullenbeißer ein recht gemächliches Hundeleben führen können. Was aus der Sache weiter werden wird, weiß ich noch nicht. Aufgeben thue ich das einmal Begonnene nicht, und wenn es mich Kopf und Krage kosten sollte: in dem Streite, ob Mensch oder Hund gequält werden soll, werde ich immer „Hund!“ rufen. Da ist mir doch die Siegwarts-Sentimentalität lieber, als die Hundesentimentalität.

(Beschluß folgt.)